Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 5 (1925-1926)
Heft: 10

Artikel: Aus südamerikanischen Macht- und Kulturkreisen
Autor: B.J.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-155774

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

dem Altertum, soweit dies unumgänglich nötig, durch Übersetzungen prächtig vermittelt werden kann. Wenn einem Lateinlehrer die Augen seiner Schüler entgegenleuchten, so geschieht dies gewiß nicht, während er den accusativum cum infinitivo vordoziert, sondern, wenn er auf gut Deutsch den Knaben vom Leben und Treiben, Kämpfen und Dichten der Alten erzählt! Wer in seiner Jugend Gustav Schwab und Becker gelesen, dem bleibt das Altertum ein unverlierbarer Besitz, wenn er auch nie eine Zeile Griechisch oder Latein gelesen hat. Ich will auch nicht von Schiller reden, von dem, vielleicht nicht ganz mit Recht, behauptet wird, er habe kein oder nur wenig Griechisch gekonnt!

Ich begreife nicht, daß man nicht mit beiden Händen zugreift, um unserer Jugend Raum und Zeit zu gründlicher Behandlung einer beschränkten und so weit als möglich den verschiedenen Neigungen angepaßten Zahl von Fächern zu lassen! Die alte Zeit war darin vernünftiger. „Sollten die Knaben dahin gebracht werden, mit 16 oder 17 Jahren Lateinisch geläufig zu verstehen und zu reden, und das war ja die Voraussetzung für den Besuch der Universität, so war es gewiß geraten, auf der Schule nicht viel Nebendinge zu treiben." In unserer Zeit ist der Wissensstoff so angeschwollen, daß man gewiß auch keine Zeit zu Nebendingen hat; also über Bord mit dem Veralteten, weg mit der formalen Bildung durch das Latein, dann bekommen wir vielleicht etwas Zeit zu Überflüssigem, denn der Franzose sagt mit Recht: le superflu, chose fort nécessaire.

Dieses Überflüssige braucht aber nicht das Latein zu sein! Ich glaube fest, daß dann mehr und besser gearbeitet wird. Freiheit der Bewegung ist es, die ich auch hier wünsche und ich darf den alten Sprachen gegenüber mit den Worten Schillers schließen:

Welche Religion ich bekenne? Keine von allen, die Du mir nennst! — Und warum keine? — Aus Religion.

Aus südamerikanischen Macht- und Kulturkreisen.

Von B. J., Rio de Janeiro.

Die weltpolitischen Ereignisse seit 1914 haben die südamerikanischen Länder rascher in den Gesichtskreis der europäischen Staaten gerückt, als es bei normaler Entwicklung der Fall gewesen wäre. Die durch den Krieg entstandene wirtschaftliche Notlage Europas und die dadurch bedingte Auswanderung weiter Kreise der Bevölkerung aus den Industrieländern sind die Hauptgründe für dieses wachsende Interesse an Lateinamerika, das mit seinen ungeheuren unbebauten Landflächen und Urwäldern in der Lage ist, Millionen von arbeits- und lebensfreudigen Menschen eine Heimstätte zu bieten.

Wenn man in Betracht zieht, wie wichtig Südamerika für die Zukunft der europäischen Völker ist, so erscheint es um so merkwürdiger, wie fern dieser Kontinent dem westlichen Ideenkreise noch immer steht, trotzdem man in Europa oft genug über die Amerikaner spottet, die in dem jetzigen Staatengewirr der alten Welt nur wenig oder gar nicht Bescheid wissen.

Will man die Eigenart Südamerikas richtig beurteilen, so muß man zunächst sein Werden kennen, das zwar wechselreich und interessant ist, den Europäer jedoch fremd anmutet durch seine elementare Eroberungs- und Ausrottungspolitik, welche die Kolonisierung eines neuen Erdteils mit sich bringt.

Obwohl die südamerikanischen Kolonien sich zu selbständigen Staaten entwickelt haben, ist ihre Geschichte eng mit derjenigen des europäischen Mutterlandes verbunden.

Von Brasilien kann man sagen, daß es der Tummelplatz europäischer Machtpolitik war und höfische sowie Erbfolgezwistigkeiten seine Geschicke bestimmt haben. Seine Geschichte und besonders die endgültige Grenzbestimmung hat sich aus einer Reihenfolge von Streitigkeiten und Verträgen zwischen Portugal und Spanien entwickelt, die überdies kurze Zeit durch Personalunion verbunden waren. Zweifellos hatte Portugal das größte Anrecht an das neue Land, da Brasilien um das Jahr 1500 von dem Portugiesen Dom Pedro Alvares Cabral entdeckt wurde. Cabral war eigentlich von dem König Manoel, „dem Glücklichen", ausgesandt worden, um den Handel nach Indien auszubauen, wohin bekanntlich der Seeweg einige Jahre vorher von Vasco da Gama entdeckt worden war. Man glaubte es in Portugal auch zuerst nur mit einer Insel zu tun zu haben und legte dem neuen Land erst später nach dem auch in Europa bekannten roten Brasilholz seinen jetzigen Namen bei. Der Freude über die Entdeckung folgte aber bald eine Enttäuschung, da die Portugiesen mit den grenzenlosen Wäldern und den Riesenströmen nichts anzufangen wußten und der erträumte Goldsegen eines neuen Indiens zunächst ausblieb. Erst nach längerer Zeit lernte Portugal sich die Naturschätze Brasiliens und die Fruchtbarkeit des Bodens zunutze zu machen, die ihren Ruf bis auf den heutigen Tag bewahrt haben.

Authentische Quellen über die Entwicklung Brasiliens zu erhalten, ist sehr schwer, da die Aufzeichnungen von den verschiedenen Ausländern gemacht worden sind, die weniger der Geschichte als den Interessen ihres Landes dienen sollten.

Eine Ausnahme bildeten später die Jesuiten- und anderen Orden, die ihre Studien im Kulturinteresse machten. Die Jesuiten kamen als erste 1549 nach Brasilien und haben sich während zweier Jahrhunderte große Verdienste um die Erschließung und friedliche Durchdringung des Inneren erworben, durch Erteilung von religiösem und weltlichem Unterricht und Hebung der Sitten. Ihre geistige Überlegenheit, die sich in ihren wissenschaftlichen Bestrebungen, besonders auf geschichtlichem und geographischem Gebiet kundtat, verleitete sie zu weltlicher Machtentfal-

tung und Anhäufung von Reichtümern, die schließlich zu ihrer Austreibung führte.

Merkwürdig ist die Zähigkeit, mit der das kleine Portugal, welches gar nicht in der Lage war, das große Brasilien auch nur teilweise zu besiedeln, an seiner Eroberung festhielt; die rivalisierenden Länder Spanien und Portugal trugen ihren Streit in den neuen Weltteil hinüber und kämpften um südamerikanischen Besitz. Die Portugiesen gingen immer als Sieger hervor, wenn auch oft nur durch Zufall.

Es muß hier auch festgestellt werden, daß die Kirche einen großen Teil der Schuld an diesen Zwistigkeiten trug, denn die Bulle des Papstes Alexanders VI., wonach alles entdeckte und noch zu entdeckende Land westlich der Cap Verdischen Inseln Spanien und das östlich gelegene Portugal gehören sollte, entfesselte eigentlich den Kampf der beiden Königreiche, der bis zur endgültigen Grenzfestsetzung Brasiliens zu Anfang des 19. Jahrhunderts währte, da, wie gesagt, Europas Kriege ihre Schatten nach Südamerika warfen und die Erfolge Portugals von Englands Fehde mit Frankreich stark beeinflußt wurden.

Schon im Jahre 1703 sah sich der König von Portugal, Pedro II., gezwungen, seinen zwei Jahre zuvor mit Frankreich und Spanien geschlossenen Vertrag zu brechen, um mit England ein Bündnis einzugehen (der bekannte Methuen-Vertrag), da das kleine Portugal dem englischen Druck, sich an dem 13 Jahre währenden Krieg um die spanische Erbfolge zu beteiligen, nicht widersetzen konnte. Sehr richtig erkannte die englische Diplomatie die portugiesische Achillesverse, die in dem übergroßen amerikanischen Kolonialreich lag, und machte die aufstrebende See- und Überseemacht Portugal im richtigen Augenblick zum englischen Vasallenstaat. Fast 60 Jahre später griff England nochmals bestimmend in das Schicksal portugiesischer Kolonialpolitik ein, als es in seinem Kampf mit Frankreich, der nur der Vorherrschaft als Kolonialmacht galt, Portugal wiederum auf seine Seite zog, wodurch dies in einen neuen Krieg mit Spanien verwickelt wurde. Alle europäischen Abmachungen förderten ein Wiederaufleben des ewigen Kampfes um die definitiven Grenzen Brasiliens, besonders das La Plata- und Amazonas-Gebiet, an welch letzterem alle europäischen Mächte interessiert waren, die Kolonialbesitz in Südamerika hatten, insbesondere Spanien. Die spanisch-portugiesische zähe Ausdauer im Kampf um den Besitz des Südens von Brasilien erklärt sich aus der Tatsache, daß schon damals Brasilien nicht nur das größte, sondern auch das wertvollste Kolonialreich Südamerikas war. Mit seinem Besitz stand und fiel die Macht des Mutterlandes und aus Furcht, das produktive und zukunftsreiche Land zu verlieren, versuchte Portugal es von Europa möglichst abzuschließen, versagte ihm Universitäten und verbot Druckereien in der Annahme, dadurch seine Herrschaft zu sichern, im Gegensatz zu den von Spanien eroberten Ländern in Südamerika, in denen die Bewohner eigene Bildungsstätten besaßen wie in Mexiko, Lima, Santiago, Santa Fé und nicht gezwungen waren, ihre Kultur ausschließlich vom Mutterlande zu erlangen. Die portugiesische Krone wußte nur zu gut, daß sie

ihre Stellung als Großmacht verlieren würde, sowie Brasilien in anderen Besitz übergehen oder sich selbständig machen würde. Die geschichtliche Entwicklung der Völker unterliegt jedoch nicht den Wünschen oder Gesetzen einzelner Dynastien und so wurde trotz der Übersiedelung des Hofes von Lissabon nach Rio de Janeiro das Kaiserreich Brasilien 1822 zur selbständigen Republik.

Außer den Spaniern versuchten die Holländer in Bahia und Pernambuco und die Franzosen in Rio de Janeiro den Portugiesen ihren südamerikanischen Kolonialbesitz streitig zu machen. Napoleon griff das kleine Portugal im Verein mit Spanien an, überrannte das Land, welches zum Frieden gezwungen wurde, damit die Grenzlinie von Französisch-Guayana den Wünschen des ersten Konsuls Frankreichs entsprechend gezogen werden konnte, doch auch hier griff England bald wieder ein und änderte die Grenzfestsetzung nach seinem Sinn.

Die Geschichte beweist also, welch großen Wert alle nach Weltmacht strebenden Völker den südamerikanischen Ländern von Anfang an beigemessen haben und die wirtschaftlichen Schwierigkeiten, mit denen sie im Augenblick fast alle zu kämpfen haben, konnten den Glauben an die große Zukunft der an Naturschätzen so reichen Gebiete nicht vermindern, weil man darin eher die Folgen einer zu raschen Entwicklung erblickt als den Beweis der Unfähigkeit Lateinamerikas.

Im allgemeinen gilt Argentinien als führend unter den südamerikanischen Staaten, besonders weil es durch seine Neutralität von den Ereignissen des Weltkrieges unberührt blieb, doch gibt es viele Autoritäten, die Brasilien als das Land der Zukunft bezeichnen, da es zweifelsohne das reichste ist, obwohl seine Schätze noch zum allergrößten Teil brach liegen und Produktion sowie Industrie erst im Werden begriffen sind. Um einen literarischen Vergleich zu gebrauchen, Brasilien steckt noch in der Sturm- und Drang-Periode; erst wenn es sich die größere Erfahrung und die Organisationsfähigkeit europäischer Staaten angeeignet und diese den Verhältnissen seines Landes und dem Charakter seines Volkes angepaßt haben wird, wird es zur vollen Entwicklung und Macht gelangen, daher ist es im wahrsten Sinne des Wortes ein Zukunftsland und für die Einwanderung durchaus geeignet.

* * *

Die Geschichte Südamerikas und besonders Brasiliens ist deshalb so lehrreich, weil die Einrichtungen und Traditionen früherer Zeiten noch deutlich im heutigen Staatengebilde erkennbar sind. Wenn auch die Brasilianer im Begriff sind, ein Volk zu werden, so haben sie doch viele Untugenden des alten Portugiesenstammes übernommen, die z. B. in der Verwaltung des Landes, welche vielfach in den Händen solcher Leute liegt, die gute Beziehungen und nicht gerade besondere Fähigkeiten haben, zum Ausdruck kommen. Diese Vetternwirtschaft, unter der die Finanzen Brasiliens so sehr leiden, da die ausgeworfenen Mittel nur selten ganz für den für sie bestimmten Zweck verwendet werden, spielt eine große Rolle bei den vielen, verschiedenartigen wirtschaftlichen

und anderen Problemen, die der Regierung des Landes zu lösen bleiben und an der sie seit Ausgang der Kolonialzeit krankt. Die südamerikanischen Republiken sind alle mehr oder weniger streng konservativ in ihrer Gesinnung und nicht im entferntesten mit einer modernen mitteleuropäischen Republik zu vergleichen. Ein Beispiel hierfür bietet Chile, das im Jahre 1883 seinem Präsidenten gegenüber dem Kongreß eine fast souveräne Macht übertrug; es war ihm sogar erlaubt, die Verfassung selbst aufzuheben. Wenn die anderen Staaten auch nicht so weit gingen und Chile sich dem demokratischen Zug nicht widersetzen konnte, so werden doch alle möglichen Dekrete, welche über Nacht herauskommen und nicht den ordentlichen Instanzenweg gehen, von der Bevölkerung so ruhig hingenommen, als wären sie der Ausdruck republikanischer Freiheit. Beliebt ist es besonders auch bei den Behörden, in Ausführungsbestimmungen zu den Gesetzen das „hineinzuschmuggeln", was sie hineinhaben möchten, mag es auch im Gesetz selbst keine Stütze finden; die daraus und auch anderen Gründen entspringende Rechtsunsicherheit wird noch durch die Schwerfälligkeit des Instanzenganges verschärft. Auch gegen die andauernde Verhängung des Belagerungszustandes, ohne den der gegenwärtige Präsident anscheinend nicht regieren kann, erheben sich doch nur verhältnismäßig wenig brasilianische Stimmen. Den Fremden mutet all das zunächst seltsam an, er versteht es aber später, wenn er einsieht, daß dies nicht der politischen Auffassung des Brasilianers entspringt, sondern seinem Charakter, der wiederum klimatischen Einflüssen unterworfen ist.

Was für den Inder das „Nirvana" bedeutet, kann man beim Brasilianer in den Satz „morgen ist auch noch ein Tag" zusammenfassen; brasilianisch nennt man es „paciencia" (Geduld) und erklärt damit hierzulande alles. Wohl hat der Brasilianer seine Ideale und hohe Gedanken, die bisweilen allzu großzügig sind, ebenso die feste Absicht, sie durchzuführen, aber zwischen Wunsch und Tat schiebt sich meist das verhängnisvolle kleine Wort „paciencia", das lähmend wirkt und letzten Endes der Ausfluß des feucht-heißen Klimas ist, das wie manches andere an Indien erinnert.

Neben diesem geographischen hat der Faktor der Rassenvererbung den Brasilianer gebildet, der sich als Lusobrasilianer gern seiner reinen Abstammung von Portugiesen und Indianern rühmt. Spanier, Italiener, Deutsche, Engländer, Syrier sind weitere Elemente, die einmal dem brasilianischen Typ seine definitive Färbung geben werden, die heute nur angedeutet ist. Nicht zu vergessen die Neger, die in Brasilien nicht heimisch, sondern in der Kaiserzeit als Sklaven importiert worden sind.

Als die Sklaverei im Jahre 1888 aufgehoben wurde, wußten die Schwarzen mit der plötzlich erlangten Freiheit nichts anderes anzufangen, als daß sie die Arbeit hinwarfen und in die Städte liefen, um die Gleichberechtigung in vollen Zügen durch Nichtstun zu genießen. Viele große ländliche Besitzungen mit wertvollen Kulturen verkamen, da keine Arbeiter zu bekommen waren und heute noch zeugen große steinerne Wasseranlagen und verwitterte andere Bauten mit riesigen Mauern, die

man jetzt der Kosten wegen kaum so aufführen würde, von den einst so billigen Arbeitskräften. Ja man kann wohl sagen, daß das Arbeiterproblem auf den heutigen Kaffeeplantagen, Baumwoll- und anderen Farmen, sowie in vielen Industriezweigen, wenn es auch durch die sozialistischen Einflüsse Europas in der Nachkriegszeit gefördert wurde, seinen Ursprung in der plötzlichen Befreiung der Sklaven hatte. Es gibt eben auch eine Erziehung zum Arbeiterstand im Leben der Völker, die in Brasilien gefehlt hat.

Der Neger ist wegen seiner Trägheit, Anmaßung und Unbildung — seine Ursprache hat er in Brasilien übrigens ebenso längst vergessen wie er die Zivilisation nicht verdaut hat — kein gutes Element für die Rassenmischung. Die Großzügigkeit, deren sich der Brasilianer in Rassenfragen so gern rühmt, geht bei der Gleichberechtigung der Neger nur bis zu einem gewissen Grade, denn kaum ein gebildeter Brasilianer dürfte bereit sein, seine Tochter einem Neger zur Frau zu geben.

Die Wirkungen des alten Herrenrechtes entgehen dem scharfen Beobachter aber auch ohne die Merkmale eines überwundenen Zeitalters nicht. Ist der Brasilianer besonders außerhalb seiner Heimat überaus stolz auf sein Land, so dünkt er sich zu Hause zu vielen Verrichtungen, die dem Europäer zur Gewohnheit geworden sind, zu vornehm und lehnt sogar als Arbeiter eine uns selbstverständlich erscheinende Ordnung als Zwang ab. Nach Außen hin muß andererseits der Brasilianer, der stets heiter, überaus freundlich und gelassen ist und doch so indianerhaft naiv staunen kann, etwas darstellen, zum mindesten „modern" angezogen sein, wie er überhaupt die gute Aufmachung liebt, die sich bei der Frauenkleidung zur Farbenfreudigkeit steigert, und für reiche Bauten und Luxus im allgemeinen sehr eingenommen ist. Eine Heimkultur ist ihm jedoch fremd, der Stil seiner Möbel ist immer der gleiche langweilige und der Wandschmuck für unsere Begriffe mehr als bescheiden.

Seine Bildung eignet sich der Brasilianer hauptsächlich für die Praxis an, aber die Oberschicht der Gebildeten ist bei 60 % Analphabeten (in manchen Staaten ist das Verhältnis sogar über 90 %) doch nur dünn und der politisierende Advokat ist ein Krebsschaden Brasiliens. „Bacharel como toda a gente": Advokat wie jedermann, pflegt man zu sagen. „Doktor" nennt sich jeder Student oder wer nur irgend ein Technikum besucht hat.

Zieht man in Betracht, daß Brasilien stark lateinischen Einschlag hat, so ist es kaum zu verwundern, daß die intellektuellen Brasilianer französisch orientiert sind, besonders da portugiesisch und spanisch sprechende Nationen das Französische leichter erlernen als die nordischen Sprachen. Die bedeutenden europäischen wissenschaftlichen Werke werden in französischer Übersetzung gelesen; bei den Damen sind französische Moden und Sitten ausschlaggebend. Hinzu kommt der französische Einfluß auf das an Ansehen gewinnende Heer, in dem seit Jahren französische Instrukteure wirken. Allerdings haben gerade diese es verstanden, sich unbeliebt zu machen, und seitdem die Welt „safe for democracy"

gemacht wurde, werden sie jetzt auch mehr als Ausländer denn als „Verbündete" empfunden.

* * *

Eine uruguayische Zeitung hatte vor einiger Zeit die Behauptung aufgestellt, daß Brasilien jetzt an Revolutionen kranke, weil es während des Krieges auf alliierten Druck hin sein Heer ausgebaut habe, und nun nicht wisse, wie es diese Armee beschäftigen solle. Tatsächlich hat man während des Weltkrieges an die Möglichkeit eines deutschen Überfalls geglaubt und zur Abwehr England zwei Panzerschiffe abgekauft. Es ist aber bei dem raschen Aufstieg Brasiliens wohl sicher, daß dieses Land auch ohne den Krieg den Ausbau von Heer und Flotte auf sein Programm gesetzt hätte, der nach dem Versailler Friedensvertrag nicht mehr engherzig im Anschluß an Frankreich erfolgt, denn beim Kriegsministerium ist eine geographische Abteilung eingerichtet, die von österreichischen Offizieren geleitet wird und wohl hauptsächlich Brasilien kartographisch aufnehmen soll.

In der Presse überwiegt dagegen ganz der französische Einfluß und dem aufmerksamen Leser fällt es nicht schwer, festzustellen, daß die europäischen Nachrichten überwiegend von Havas verbreitet werden, hauptsächlich weil diese Agentur in der Lage ist, das Nachrichtenmaterial billiger zu liefern, als diejenigen anderer Nationen, sodaß selbst England in den Hintergrund tritt. Inwieweit eine Besserung hierin die große radiographische Station bringen wird, die zu gleichen Teilen mit amerikanischem, englischem, französischem, italienischem und deutschem Gelde gebaut wird, muß abgewartet werden. Argentinien besitzt bereits eine solche Station der gleichen internationalen Gesellschaft.

England und Amerika sind nur Rivalen auf ökonomischem Gebiet, denn beide sehen hier Zukunftsland, das sie als „freien Staat" unter englischer oder amerikanischer Kontrolle gelegentlich einstecken möchten. Gelingt dies nicht, so bleibt Brasilien ein begehrtes gutes Absatzgebiet, da schließlich auch viel Kapital, Arbeit, Organisation und Verständnis dazu gehören dürften, um die Bodenschätze des Landes in dem Maße auszunützen, wie es geschehen müßte, um es an die Seite Indiens zu stellen. Im Laufe des letzten Jahres schien es, als wenn England den Sieg im Wettbewerb davontragen würde, bis Lord Montagu, der Führer der Kommission, die längere Zeit zum Studium der Frage einer englischen Anleihe im Lande weilte, das Resultat in einem Bericht in London niederlegte mit dem guten Rat, England solle die so sehr benötigte Anleihe nur bewilligen, wenn es sich das Recht vorbehielte, alle Staatsausgaben zu überwachen und gutzuheißen. Ein Sturm der Entrüstung über diese Zumutung ging durch die Presse und man warf sogar dem Präsidenten von Brasilien, Dr. Bernardes, während des Aufstandes in São Paulo (Juli 1924) vor, daß er sein Vaterland an das Ausland verkaufen wollte, obwohl er sich noch gar nicht zu dem englischen Vorschlag geäußert hatte. England beharrte anscheinend bei seinen Bedingungen, denn die täglich besprochene Anleihe verwirklichte sich nicht und der brasilianische Milreis glitt weiter abwärts, bis es anläßlich eines

Besuchs des Generals Pershing, den dieser mit einem amerikanischen Kriegsschiff Brasilien abstattete, plötzlich hieß, daß Amerika der Anleihegeber sei. Es erfolgte jedoch nur die Auflegung der Anleihe des Staates São Paulo, welcher der fortschrittlichste des Landes ist und den wichtigsten Faktor in Brasiliens Wirtschaftskörper durch seine günstige geographische Lage und Reichtum an Kaffee darstellt. Obgleich diese Anleihe sofort überzeichnet war, übte sie keinen Einfluß auf den Kurs aus; der brasilianische Milreis steht vielmehr außerordentlich tief und hat eine Inflation erlitten, die ihren Ausdruck in einer starken Teuerung findet, gegen die die Regierung mit zum Teil drastischen Mitteln bisher vergeblich kämpft. Man kann in diesem Zustande noch Nachkriegswehen erblicken, aber Brasilien besitzt, wie die Erfahrung lehrt, auf wirtschaftlichem Gebiet eine erstaunliche Elastizität, die es allen, auch den politischen Schwierigkeiten zum Trotz nach einiger Zeit wieder in die Höhe bringt; andererseits weiß man sehr wohl, daß der wirtschaftliche und kulturelle Aufbau nicht ohne die Hilfe europäischer Nationen und Nordamerikas verwirklicht werden kann.

* * *

Neben die Kapitalbeschaffungsfrage tritt das Einwanderungs- und Kolonisierungsproblem, da bisher noch die Küstenbesiedelung überwiegt. Unter den kulturbringenden Einwanderern haben solche deutscher Abstammung nachweislich schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts Anteil an der Erschließung Brasiliens gehabt, wie auch in Argentinien die ersten Erfolge in der Kolonisation Deutsch-Schweizer und Deutsche aufzuweisen haben. Im Jahre 1818 wurde die erste Schweizer Kolonie in Novo Friburgo (nordöstlich von Rio de Janeiro) gegründet. Die Nachkommen der damaligen schweizerischen Einwanderer sind allerdings fast vollständig im Brasilianertum aufgegangen, wie überhaupt Brasilien seine Zuwanderer leicht und mit absoluter Sicherheit dann „assimiliert", wenn brasilianisches Blut dazwischentritt.

Von den drei Formen der modernen Kolonisation, der Bundes-, Staats- und Privatkolonisierung, haben die beiden ersteren den Vorzug, daß Siedlerfamilien sofort Land erhalten, welches sie erst in 8—10 Jahren abzuzahlen haben, auch Sämereien, landwirtschaftliche Geräte u. a. geliefert erhalten sollen, aber die abgegebenen Landlose haben oft nicht guten Boden, die untere Verwaltung läßt zu wünschen übrig, trotz bester Absichten der oberen Behörden und trotzdem der Einwanderungsdienst ähnlich wie in Argentinien durch in der Idee für die Einwanderung ausgezeichnete Gesetze organisiert ist. Die Privatgesellschaften wiederum, die auf Erwerb eingestellt und nur sehr mit Auswahl zu empfehlen sind, müssen besonders bei verkehrs- und bodenmäßig günstigen Parzellen auf größere Anzahlung und kürzere regelmäßige Abzahlung sehen. Eine objektive Richtschnur läßt sich bei den so verschiedenen Verhältnissen in dem großen Brasilien für zukünftige Kolonisten nicht geben. Es ist aber durch viele Versuche festgestellt worden, daß das schweizerische und deutsche Element sich zu Lohnarbeit auf Kaffeefazenden (Plantagen)

nicht eignet, da primitivste Wohnungen, eintöniges Essen (Reis und Bohnen), Mangel an geistiger Nahrung, Beschränkung der Freizügigkeit (milde ausgedrückt) u. a. von den meisten nicht ertragen werden. Eine denkwürdige Ausnahme bilden sieben Unterwaldener Familien, die Mitte der achtziger Jahre nach Piracicaba im Staate São Paulo auswanderten und mit den in siebenjährigem Ausharren auf einer Kaffeefazenda gemachten Ersparnissen sich zusammen eine alte Fazenda kauften, eine Ein- und Verkaufsgenossenschaft gründeten und durch Zuzug und Nachwuchs die heute mit Bahn versehene blühende Kolonie Helvetia (früher Itaicy) mit 50 Familien (500 Personen) bilden, die ihre Mundart erhalten hat, ihren Schützenverein mit Schweizerfarben besitzt und sich nach allen Seiten hin ausdehnt. Der Zusammenhalt und das Gedeihen dieser Schweizer Siedelung ist das Werk eines katholischen Priesters, der mit den Unterwaldnern auswanderte, bei ihnen blieb und der jungen Kolonie Leiter und Richter war. Die im Jahre 1821 von Mr. Pierre Schmidtmeyer in Rio de Janeiro gegründete „Société Philanthropique Suisse" hat sich bis zum heutigen Tage außerordentliche Verdienste erworben um die Erhaltung der Eigenart und die Förderung der materiellen und kulturellen Interessen der Schweizer, welche in Brasilien eine Heimat gefunden haben.

Enttäuschungen erleiden besonders die Selbststarken, welche ohne etwas von der Landwirtschaft zu verstehen, glauben, es werde mit der Siedlung im Urwalde schon gehen, oder gar absonderliche Vorstellungen von der Sozialgesetzgebung in Brasilien, von Versicherung, die nur in Unfallsachen in sehr beschränktem Maße besteht, von Krankenkassen oder gar Arbeitslosenunterstützung haben. Ein erst vierhundertjähriges Land, das eben aus der patriarchalisch-naturwirtschaftlichen in die frühkapitalistische Wirtschaftsepoche getreten ist, kann bei besten Absichten unmöglich die sozialen Vorzüge bieten, die etwa der 2000 Jahre alte mitteleuropäische Kulturboden sich errungen hat.

Bei der ungeheuren Ausdehnung Brasiliens (8,486,000 qklm) und seiner nur geringen Bevölkerung von 31 Millionen Einwohnern (3,61 auf den qklm) ist es erklärlich, daß das Verkehrsproblem eine dauernde Sorge der Bundes- und der Staatsregierungen ist. Zur Zeit hat sich diese Frage aber zu einer Transportkrise ausgewachsen, die ihren lebhaftesten Ausdruck in der Güter-Verstopfung in Santos findet, dem Seehafen des Staates São Paulo, der zugleich den größten Güterverkehr Brasiliens aufweist. Dem gewaltigen Aufschwung dieses Staates sind die Santenser Quaianlagen und die Eisenbahn nach der Stadt São Paulo nicht gewachsen, sodaß zeitweilig mehr als 50 Übersee-Schiffe auf Abfertigung warten mußten, wodurch die Seefrachten nach diesem Hafen, da die Überliegegelder den Frachten zugeschlagen werden, sich stark verteuerten. Dieses einzelnen Übelstandes wird man in absehbarer Zeit Herr werden, will die brasilianische Regierung jedoch ernstlich den großen Verkehrsfragen trotz der vielen hier nur angedeuteten Schwierigkeiten näher treten, so wird sie gezwungen sein, der Einwanderung von Kapital und Arbeitskräften die Wege in wahrhaft großzügiger Weise zu ebnen.

Bleibt Brasilien fest in seiner Ablehnung, sich dem Diktat einer ausländischen Regierung wie England oder Nordamerika zu unterwerfen, und will es den Aufschwung seines Volkes und die wirtschaftliche Entwickelung seines Landes mit eigener Kraft fördern, so muß die brasilianische Regierung, um ihr Symbol „Ordem e Progresso" zu verwirklichen, eine rücksichtslose Innenpolitik des eisernen Besens besonders fruchtlosen Politikern und deren Mitläufern gegenüber betreiben, um ausländischen Kapitalisten Vertrauen zur Anlegung von Geldern einzuflößen. Der Zustrom mitteleuropäischer Arbeitskräfte wird der Regierung eine wertvolle Unterstützung in diesem Bestreben sein, und so wird die engere Anlehnung Europas an Brasilien für die wirtschaftliche und moralische Entwickelung des Landes von Vorteil sein, denn die Verquickung lebenswichtiger Einflüsse allein kann den unter so verschiedenen Bedingungen lebenden Völkern eine Grundlage zu einer Politik der Verständigung und internationalen Kultur bieten.

Lebenserinnerungen.

Von **Placidus Meyer v. Schauensee.**

II.

Es muß indes gesagt werden, daß die Kantone die ihnen überlassene Kompetenz zum Kampf gegen das Verbrechen seither ganz ordentlich benutzt haben.

In Zürich wurde unterm 4. Mai 1918 eine neue Strafprozeßordnung vom Volke angenommen, die im Kampfe gegen das Verbrechertum eine ganz bedeutende Rolle spielen kann. Darin sind eingreifende Maßnahmen gegen die straffällig gewordene Jugend und zur Bekämpfung der Arbeitsscheu und Vagabondage enthalten. Seit dem 26. Juni besteht in Zürich eine Vorlage für die Revision des Korrektionsgesetzes, durch die sich der Kanton das Recht geben will, nicht nur Straffällige, sondern auch sittlich Gefährdete und Verdorbene zu versorgen.

Ich halte auch dafür, daß der wirkliche Kampf gegen das Verbrechen durch sichernde Maßnahmen geschieht, diese aber in der Hauptsache nicht Sache des Strafrechts, sondern der Verwaltung sind. Der Kanton Freiburg hat daher nach unserer Ansicht ganz richtig die geschärfte Rückfallsstrafe als hauptsächlichstes Mittel, über welches das Strafrecht im Sinn der Sicherung verfügt, angewandt. Die Arbeitshausstrafe mag auch im Strafrecht eine untergeordnete Anwendung finden, ihre Hauptverwendung findet sie in der Verwaltung. Die Strafe ist eben Vergeltung zum Zwecke des Rechtsgüterschutzes und daher nur ein einzelnes und nicht einmal das hauptsächlichste Mittel im Kampf gegen das Verbrechen. Ihr Gebiet wird der Natur der Sache nach